Indiana Tribüne.

— Erscheint —
täglich und Sonntags.

Die tägliche „Tribüne“ kostet durch den Träger 15 Cents per Woche, die Sonntags-„Tribüne“ 5 Cents per Woche. Beide zusammen 15 Cents. Per Post zugeschickt in Vorausbezahlung $6 per Jahr.

Office: 120 O. Marylandstr.

Indianapolis, Ind., 21. Mai 1887.

Wollte Wittwe sein.

Im October vorigen Jahres kam Miß Lilly F. Brown in Oakland, Californien, in den Besitz von $50,000, welche ihr von ihrem Vater vererbt worden waren. Sie freute sich ganz königlich über diesen großen Haufen Geld und faßte den Beschluß, von jetzt an „recht lustig“ zu leben. Nur that es ihr leid, daß die gesellschaftliche Etiquette ihr manche Freiheiten verbot, die sie gern genossen haben würde.

Als sie im „Brunswick House“ in Oakland „boardete,“ machte sie einer ihrer Freundinnen, einer Wittwe, die sich gleichfalls in diesem Hotel aufhielt, den Vorschlag, mit ihr gemeinsam eine Vergnügungsfahrt nach dem Yosemite-Thal zu unternehmen. Die Wittwe ging darauf bereitwilligst ein, meinte aber, es würde viel schöner sein, wenn sie Beide als Wittwen die Fahrt unternehmen könnten. Sie würde alsdann in ihrem Auftreten viel ungenirter sein. „Eine Wittwe,“ so sagte sie, „kann überall hin, wo sie nur will, und Liebschaften und Spaß haben, ein junges unverheirathetes Mädchen muß jedoch in ihrem Auftreten sehr vorsichtig sein.“

Miß Brown seufzte. „Ja, wenn man nur Wittwe sein könnte, ohne sich erst den Mühsalen des Ehelebens unterworfen zu haben,“ klagte sie.

Ein Freund, Capt. Richard Aggar, der mit seiner Frau gleichfalls in dem Hotel wohnte, wurde von den Damen ins Vertrauen gezogen. Er begriff die Geschichte vollkommen und war unhöflich genug, laut aufzulachen. „Wenn es nur darauf ankommt,“ sagte er, dann kann Uebelstande leicht abgeholfen werden. Es giebt in San Francisco zu jeder Zeit Hunderte von Männern, welche im Sterben liegen. Ich werde Ihnen einen solchen Mann verschaffen, Miß Brown.“

Das Mädchen, welches gern Wittwe werden wollte, war über den Vorschlag ihres Freundes ganz entzückt. Sie gab ihre sofortige Zustimmung zu dem Plane, und der Capitän machte sich auch unverzüglich auf den Weg, um sein Versprechen zu erfüllen. Er begab sich zu seinem Freunde Dr. Anson A. DuPuy und theilte demselben mit, um was es sich handle.

„Einen solchen Mann habe ich gerade auf Lager,“ sagte der Arzt. „Es ist Frank McKee, ein junger Buchdrucker, der an der Schwindsucht leidet und bereits an der Schwelle des Todes steht. Ihre Freundin muß sich jedoch beeilen, wenn sie seine Wittwe werden will, sonst stirbt er ihr unter der Hand. Ich glaube kaum, daß er noch zwei Tage leben wird.“

Schon am nächsten Morgen wurde die Trauung in der Office des Arztes durch einen Friedensrichter vorgenommen. Der „Bräutigam“ ließ Alles geduldig mit sich geschehen. Er war so schwach, daß er während der Ceremonie fast vollständig das Bewußtsein verlor und im Wagen nach Hause gebracht und dort in's Bett gelegt werden mußte.

Die „junge Frau“ wartete ungeduldig auf den Tod ihres Gatten. Sie war nicht geizig gewesen und hatte ihm $1000 in baarem Gelde gegeben, damit er seine letzten Lebensstunden sich nach eigenem Gefallen verschönern könne. Das — für ihn — viele Geld übte indessen eine merkwürdige Zauberkraft aus. Es schien beinahe, als ob dasselbe für seine Krankheit wirksamer wäre, als die gesammte Medicin des gelehrten Herrn Doctors. Er dachte nicht mehr an den Tod. Seine Frau war jung und hübsch, er hatte die Tasche voll Geld war es da nicht Unsinn, zu sterben? Es fiel ihm dies nicht einmal im Traume ein. Als richtiger Jünger der schwarzen Kunst lebte er nun lustig in den Tag hinein. Mit jedem Tage steigerte sich sein Wohlbefinden, und er wurde zusehends dicker und fetter. Das „irdische Thränenthal“, das er noch vor Kurzem in verzweifelter Resignation hatte verlassen wollen, war jetzt für ihn mit einer lieblichen Morgenröthe angehaucht.

Nur seine Frau machte ihm Kummer: sie ging ihm geflissentlich aus dem Wege. Nach einigen Wochen traf er sie zufällig auf der Straße. In schwärmerischen Worten erklärte er ihr, daß er sie aus ganzem Herzen liebe, und daß es ihn zum Glücklichsten aller Sterblichen machen würde, wollte sie mit ihm ihr Leben theilen. Sie wies das Anerbieten kalt und schnippisch zurück, erklärte sich aber gern bereit, ihn bis zu seinem Tode mit Geld zu unterstützen, wenn er das Geheimniß ihrer Ehe an Niemand verrathen wolle. „Leider“ erhielt dennoch ein „schlechter Mensch“ Kenntniß von ihrem Verhältniß zu dem schwindsüchtigen Setzer und drohte ihr mit Verrath, wenn sie ihm das Geheimniß nicht mit Geld abkaufen würde. In ihrer Angst wandte sie sich an einen Advokaten und suchte bei ihm Hilfe. Er mußte ihr eingestehen, daß er ihr nicht helfen könne. So lange „ihr Mann“ lebe, sei sie seine Frau und dürfe die ihr so unliebsame Last nicht von ihren Schultern laden.

Eines Tages saß Mrs. McKee, wie sie jetzt heißt, ruhig in ihrem Zimmer, als an die Thüre desselben bescheiden angeklopft wurde. Ihr Gatte trat ein und warf auf sie einen traurigen, vorwurfsvollen Blick. Seine Frau zog sich ärgerlich einige Schritte zurück. „Was wollen Sie hier?“ fragte sie ihn mit eisigem Tone.

Der arme Mann wollte antworten, doch wurde er von einem heftigen Husten überfallen, der ihn fast zu ersticken drohte. Der Husten war Musik in den Ohren der Frau, und ihre Augen leuchteten schadenfroh auf. Die Freude war jedoch nur von kurzer Dauer. Es stellte sich heraus, daß der Hustenanfall nur durch ein Primchen Tabak verursacht war, das sich dem jungen Ehemanne in die „unrechte Kehle“ verirrt hatte.

„Ich wollte Ihnen nur sagen,“ sagte McKee in versöhnendem Tone, „daß ich die Geschichte von unserer Heirath gewiß nicht in die Zeitungen gebracht habe. Das haben andere Leute gethan.“

Mit einem Ausdrucke des Unwillens ließ sich die Frau auf ein Ottomane nieder. „Also schon die Zeitungen wissen von meinem unglückseligen Verhältnisse zu erzählen?“ sagte sie.

Der Mann war entschieden interessant. Um sein blasses, von der Krankheit entstelltes Gesicht ringelten sich krause, schwarze Locken, und seine dunkelbraunen Augen hatten einen feuchten Glanz. Trotzalledem würdigte ihn seine Frau kaum eines Blickes.

Eine lange Pause folgte, in welcher beide Gatten sich in tiefes Stillschweigen hüllten. Der Kranke heftete seine Blicke lange und eindringlich auf die schlanke und elegante Frauengestalt, welche ihm gegenüber auf der Ottomane ruhte. Hätte sie die Sprache seiner Augen verstehen wollen, so würde sie vielleicht weichherziger geworden sein, sie unterließ es aber geflissentlich, ihm in das kummervolle Antlitz zu schauen.

Schließlich wurde das lange Stillschweigen sogar dem verliebten Schwindsüchtigen peinlich. Er erhob sich reichte seiner ihm gesetzlich angetrauten Frau die Hand zum Abschiede und sagte leise: „good bye.“

Mit kalter Stimme antwortete sie auf den Gruß, machte jedoch keine Bewegung, um auch ihre Hand in die seine zu legen. Schweigend verließ er das Zimmer und begab sich in seine Wohnung zurück. Seine „Frau“ wartet aber bis auf den heutigen Tag noch auf seinen Tod.

Ernste Worte.

Ruggiero Bonghi, ein früherer Minister des Königreichs Italien, ein treuer Diener der Krone und ein Führer der Conservativen, hat in der „Revue Internationale“ einen bemerkenswerthen Aufsatz über den europäischen Militarismus veröffentlicht. Er schildert eingehend die verschiedenen Kriegsrüstungen, berechnet die Kosten der stehenden Heere in Friedenszeiten auf 5 Milliarden Francs, wozu noch ein ebenso großer Verlust durch Bahnlegung der besten Arbeitskräfte hinzutrete, und weist darauf hin, daß in Folge der riesigen Heeresaufwände alle nützlichen Staatsausgaben ungebührlich beschränkt werden müssen. Da ferner fast 3 Millionen Menschen jährlich unter den Fahnen stehen, und in einem allgemeinen Kriege 13 Millionen auf einander losgelassen werden könnten, so habe sich das Mißtrauen der Mächte gegeneinander bis zur Unerträglichkeit gesteigert. Und das Schlimmste sei, daß selbst ein großes Völkerschlachten diesen entsetzlichen Zuständen noch kein Ende machen würde.

Bonghi hält es für undenkbar, daß Deutschland gänzlich Frankreich, oder daß umgekehrt dieses Deutschland zerstöre; für undenkbar und für unerträglich mit dem Gesammtinteresse der europäischen Staaten. Also jeder Krieg zwischen Frankreich und Deutschland würde nur neue Kriege in fünf, in zehn, in zwanzig Jahren gebähren. Die anderen Verwicklungen, die den Frieden bedrohen, liegen im Osten. Rußland strebt darnach, alle slavischen Völker unter seinem Scepter zu vereinigen. Warum? Ist das russische Reich nicht hinreichend groß? Und lohnt es der Mühe, ganz Europa umzustürzen, um dieses einzige Reich zu gründen, das kaum geschaffen, sich nothwendiger Weite wieder auflösen müßte? Trotzdem scheint es, als gebe es kein Entrinnen.

Während aber die Lasten für den Militarismus die Völker erschöpfen, und während die Politik der Großstaaten immer verworrener wird, verbreitet sich in den niederen Schichten ein revolutionärer Geist und die bürgerlichen Klassen werden von Mißtrauen erregt. Jene Summen, welche die Kriegsbereitschaft verschlingt, können verwandt werden, um die Uebel dieser Gesellschaft zu mildern; sie dienen nicht dazu, um die äußeren Schwierigkeiten zu lösen; sie sind nur geeignet, die inneren Schwierigkeiten noch zu steigern. Gerade im Verhältniß zu den Heeren, welche die Staaten halten, wachsen jene Arbeiterheere, die schließlich nur durch die bewaffnete Macht von revolutionären Unternehmungen abgehalten werden können. Der Zwiespalt greift nur tiefer damit in die Staaten ein. Und „die Regierungen, welche im selben Augenblick, wo sie die militärischen Lasten steigern, Gesetze gegen die Socialisten machen, gleichen Leuten, die Holz ins Feuer werfen, damit es besser aufflamme und die gleichzeitig Wasser bereit halten, um es auszulöschen.“

Man muß den eingeschlagenen Weg verlassen, wenn man jene Gefahren vermeiden will, mit denen die heutige Politik über kurz oder lang die Gesellschaft bedroht. Selbst jene Staaten, die behaupten, den Frieden zu wollen, sind thatsächlich kriegerisch. Statt dessen müßte ein wahres Friedensstreben die Mächte beseelen; und alsdann würde schließlich auch Frankreich dahin gelangen, stillschweigend auf Elsaß-Lothringen zu verzichten; ist Frankreich aber den allgemeinen europäischen Aufgaben wieder gewonnen, so könnte auch die orientalische Frage zu Gunsten der Civilisation gelöst werden. Die erste Voraussetzung für alle diese Fortschritte wäre, daß man die militärischen Lasten nicht steigert, sondern vermindert; und derjenige, der den ersten Schritt nach dieser Richtung thäte, würde vielleicht gar nicht so bedroht sein, wie man annimmt.

„Diese Friedensideen, welche ich soeben ausgesprochen habe, und welche die Massen, in der Höhe und in der Tiefe, alle im Herzen tragen, diese Ideen werden fast lächerlich erscheinen inmitten all der Kriegsdrohungen, die uns umgeben..... Es bleibt nur wichtig, zu errathen, wie lange das Lächerliche als eine ernste Sache und umgekehrt erscheinen wird, und wie lange noch ein Vorgehen, das so jeder Vernunft bar ist, wie das der europäischen Großmächte, vernünftig erscheinen wird. Ich für meinen Theil bin überzeugt, daß eine so ungeheure Verdrehung der Wortbedeutungen nicht ewig dauern und daß man wohl oder übel diesen Stand der Dinge ändern wird. Nur sollte man nicht warten, daß das mit Gewalt erzwungen wird, und zwar durch eine Gewalt, die von unten kommt. Mir mag man gestatten, das zu sagen, mir, der ich ein überzeugter Monarchist bin.“

„Das Beispiel der amerikanischen Republik, die so civilisirt und so reich ist, und die mit der Entwicklung ihrer Production das Gleichgewicht der armen und der begüterten Klassen in Europa bedroht, — dieses Beispiel ist vor allem für die Monarchien gefährlich. Es ist unmöglich, daß die Völker sich an die Idee gewöhnen, es müsse sich als materielle Consequenz der Geistesentwicklung, so wie sie in Europa vor sich geht, ein Zustand latenten oder offenen Krieges ergeben, der nicht mehr weichen könne und der alle andere sociale Thätigkeit absorbirt. Früher oder später werden die Völker nach der Ursache dieses Uebels forschen, und sie werden meinen, dieselbe in jenem Theile des Militarismus zu finden, welchen die Dynastien noch als Vermächtniß der Vergangenheit bewahren. Wenn unsere volksthümliche und bürgerliche Gesellschaft, die nach Arbeit und Frieden begehrt, zu der Ueberzeugung gelangt, daß sie ihr Streben nicht anders befriedigen kann, als indem sie eine Regierungsform einsetzt, bei der sie allein Herrin ist, und wo kein anderer Wille, als der ihrige respektirt wird, so wird sie — vielleicht mit Unrecht — annehmen, daß diese Form die republikanische Regierungsform ist; aber es ist sicher, daß sie mit derselben einen Versuch machen wird.“

Diese ernsten Mahnungen eines überzeugten Monarchisten werden natürlich bei den „Nationalen“ auf unfruchtbaren Boden fallen.

Vom Inlande.

Eine Frau in Berlin in Canada gab unlängst ihrem einundzwanzigsten Kinde das Leben. Die Mutter sowie das Kind erfreuen sich der besten Gesundheit. Der Vater hat sich geduldig in sein Schicksal ergeben.

Das neue Licenzgesetz in Minnesota tritt am 1. Juli in Kraft. Von dem Tage an werden die Wirthschaften in St. Paul und Minneapolis je $1000 und in den übrigen Theilen des Staates je $500 jährlich als Licenzgebühr zu bezahlen haben.

In Point Pleasant in West Virginien kaufte Charlie Harris eine Flasche mit Patentmedicin und gab davon zwei Theelöffel voll seinem zwölfjährigen Kinde zu trinken. Kurze Zeit darauf starb der Knabe unter allen Anzeichen einer Vergiftung mit Arsenik.

Der deutschamerikanische Geschichtsforscher H. A. Rattermann hielt sich in letzter Zeit in Columbia, der Hauptstadt von Süd-Carolina, auf, um der früheren deutschen Einwanderung in jenen Gegenden nachzuforschen. Er hat dort eine ganze Reihe von deutschen Namen gefunden, welche unter den ersten Ansiedlern von 1674 bis 1705 vorkommen.

In Texas hat es im ganzen Rio Grande-Thale so heftig geregnet, daß der Rio Grande stark angeschwollen ist und immer noch steigt. Eines der größten Fährboote auf dem Flusse ist gesunken und das Zollhaus wurde fortgeschwemmt. Glücklicher Weise scheint Jedermann in der Umgegend auf das Unglück vorbereitet gewesen zu sein, denn es gingen dabei keine Menschenleben zu Grunde.

In Canawaugus im Staate New York stand kürzlich eine Frau Namens Simmons mit einer Gabel aus Stahl am Fenster, während draußen ein heftiges Gewitter tobte. Plötzlich ertönte ein lauter Krach. Der Blitz hatte in das Haus und in die Gabel eingeschlagen, und die Frau blieb in Folge dessen zwei Stunden lang bewußtlos. Von den übrigen Bewohnern des Hauses wurde Niemand beschädigt.

Selbst ländliche Aerzte in Missouri scheinen nicht viel von Temperenzlerinnen zu halten. Kürzlich hielten Aerzte Missouris eine Zusammenkunft in Macon City im nördlichen Staatstheile. Damen des Temperenz-Frauenvereins baten um die Erlaubniß, Ansprachen an die Versammlung richten zu dürfen. Nach längerer Verhandlung entschlossen sich die Aerzte, den Frauen die Rednerbühne auf 10 Minuten, und zwar in der Zeit, in welcher die Versammlung eine Pause machte, einzuräumen. Die Temperenzlerinnen wiesen dieses „schäbige Anerbieten“ grimmig zurück und zogen ab.

Die amerikanische Oper spukt immer noch im Lande umher. Sie hat jetzt ein „Gastspiel“ in San Francisco beendet und geht nach Los Angeles, um dort fünf Vorstellungen in dem neuen Ausstellungsgebäude zu geben, dessen Bühne zu diesem Zweck umgebaut und vergrößert worden ist. Eine Anzahl reicher Bürger von Los Angeles und Umgegend hat einen Garantiefonds aufgebracht und auf diese Weise die Gesellschaft vor eventuellen Verlusten sichergestellt. Die Leute, welche der National Opera-Compagnie in San Francisco eine Caution von $18,000 gestellt haben, um dieselbe vor einem Deficit zu schützen, werden wahrscheinlich gezwungen sein, einen Theil der Summe zu zahlen, für die sie sich verpflichtet haben.

Ueber Pensions-Blutsauger wird aus Kentucky berichtet: „Im Bundesgericht zu Covington wurde dieser Tage H. W. Bosley von Lawrenceburg der Berechnung blutsaugerischer Gebühren für Betreibung von Pensionsansprüchen schuldig befunden. Es ward der Beweis erbracht, daß er in einem Falle $50 forderte und erhielt, während er nur $10 berechnen durfte. Derselbe hat in Lawrenceburg Jahre lang auf solche Weise Pensionsberechtigte beschwindelt. Es ist dies die zweite Schuldigbefindung wegen eines solchen Vergehens in der gegenwärtigen Session jenes Bundesgerichts, woraus man entnehmen kann, wie allgemein unter den Pensions-Agenten der Brauch herrscht, Pensionsberechtigten zu hohe Gebühren abzunehmen. Das Urtheil ist über diesen Schwindler noch nicht gesprochen, es wird aber jedenfalls zur Warnung für solches Raubgesindel streng genug ausfallen.“

Vor ungefähr zwei Jahren wurde das von dem berühmten Künstler Paul Rembrandt im Jahre 1640 gemalte Bild: „Le Doreur (der Vergolder)“ nach New York gebracht. In Gemäßheit der Tarifgesetze hätte das Gemälde als Antiquität zollfrei eingeführt werden können, doch hatte der damalige Zollcollector die Einfuhrgebühr auf $12,160 festgesetzt, und der Adressat des Bildes hatte diesen Betrag auch ohne jeden Protest und ohne die in solchen Fällen gesetzlich vorgeschriebene Appellation anzumelden, bezahlt. Im Laufe dieses Monats unterbreitete der Eigenthümer dieses Gemäldes dem Finanzsecretär eine Petition, worin er die Rückvergütung der gezahlten Zollgebühr verlangte. Die Angelegenheit wurde dem Schatzamts-Solicitor zur Prüfung überwiesen, und derselbe hat nun entschieden, daß insofern kein Grund für die Zurückerstattung der gezahlten Summe vorliege, als den oben erwähnten gesetzlichen Bestimmungen zur Zeit der Einfuhr des Bildes nicht entsprochen wurde und zudem der betreffende Anspruch bereits verjährt sei.

Während Boulanger der Milizcompagnie „Gate City Guards“ zu Atlanta in Georgia in einem hochtrabenden Briefe die Erlaubniß gab, bewaffnet nach Frankreich zu kommen, hat ihr Capitän Burke vom amerikanischen Gesandtschafts-Secretär White in London kürzlich folgenden Bescheid erhalten: „Ich bin vom Gesandten beauftragt, den Empfang ihres Briefes zu bestätigen, bezüglich des Wunsches der „Gate City Guards“, als militärische Organisation England zu besuchen und dabei ihre Paradewaffen mit sich zu führen. Herr Phelps läßt Ihnen melden, daß er sehr bedauert, die gewünschte Erlaubniß nicht erhalten zu können, aus Gründen, welche dem Staatsminister in Washington bereits mitgetheilt worden sind.“ Daraufhin telegraphirte Burke an die amerikanische Gesandtschaft in London: „Ist der abschlägige Bescheid der englischen Regierung an die „Gate City Guards“ endgiltig?“ „Und nun kam vom Gesandten Phelps selber die ebenso deutliche als einsilbige Antwort: „Ja!“ Capitän Burke und seine Mithelden sind wüthend. Er sagt: „Das ist ein Insult für jeden Volontär-Soldaten der Ver. Staaten. Frankreich, Belgien, Deutschland und Italien haben eingewilligt, uns zu empfangen, und wenn wir uns den Küsten Großbritaniens nähern, verlangt man, daß wir unsere Uniformen ausziehen, unsere Waffen ablegen, die amerikanische Flagge verstecken und gleich Landstreichern durch England schleichen sollen.“ Allgemein ist man der Ansicht, daß die geräuschvolle amerikanische Theilnahme für Irland der Grund für diese Ablehnung ist. An eine große Anzahl Personen in Atlanta und anderen Städten des Südens sind bereits Fahrkarten für die in Gesellschaft der „Gate City Guards“ zu unternehmende Reise nach England und dem europäischen Festlande verkauft.

Vom Auslande

— Die Verwandlung der Galathea aus dem Werke der Kunst in die lebende Erscheinung bildet die neueste Sehenswürdigkeit im Castan'schen Panoptikum in Berlin und ist mit solchem Geschick inscenirt, daß der Vorgang auf den Beschauer wahrhaft verblüffend wirkt. In einem dunklen Raum sieht man sich einer von einem Rundbogen umschlossenen Nische gegenüber; der Interpret der Scene erinnert in kurzer Zeit an die altgriechische Mythe, nach welcher der König Pygmalion die Aphrodite anflehte, der von ihm aus Elphenbein verfertigten Statue einer schönen Jungfrau Leben einzuhauchen und die Göttin den Wunsch des Bildners gewährte mit dem Bedingen, daß er die Liebe dieses Weibes gewinne. Während dieser Erzählung erscheint innerhalb eines viereckigen Ausschnittes im Hintergrunde der Nische die aus Gips gebildete Büste der Galathea benannten Werkes; allmählig gewinnen ihre Züge Farbe und Leben und, ohne daß der Beschauer die Grenzlinien der Wandlung wahrgenommen, sieht er sich einem im blühenden Leben prangenden schönen Frauenbilde gegenüber. Indem dann weiter berichtet wird, wie das belebte Gebilde wieder zum leblosen erstarrt sei, macht man die Wahrnehmung, daß die frischen Farben der Büste erbleichen, bis dieselbe wieder in der früheren weißen Erscheinung vor Augen steht. Von gleich überraschendem Eindrucke ist der noch darauf folgende Vorgang: Pygmalion bittet Galathea, noch einmal möge sie lebend vor sein Auge treten; wieder schwindet das Weiß von der Büste, aber anstatt des belebten Frauenbildes erscheint nun an derselben Stelle ein Körbchen mit Blumen. Die Illusion einer Verwandlung ist vollständig; sie ist eine liebenswürdige Augenblendung, bei welcher wohl kein Beschauer Herrn Castae dafür zürnen wird, daß sie mit rechten Dingen vor sich gegangen. Aber fragt ihn nur nicht, wie?

— Ein Berliner Blatt, welches stets eine ganz besonders demüthige Loyalität zur Schau zu tragen beflissen ist, leistete sich neulich folgende herzerfrischende Anekdote: „Fürst Bismarck spielt nicht blos die erste Geige im europäischen Conzert — auch die Drehorgel weiß er zu führen. Das mag ein Bild gewesen sein, das seinen eigenen Werner verdiente, als nämlich der eiserne Kanzler einen Moment lang zum wirklichen Drehorgelkünstler wurde, ohne freilich die Benefizien dieses minimen Standes mit in den Kauf zu nehmen. Die Anekdote kommt auf dem Umwege über England, wo sie mit allen Zeichen der Wahrscheinlichkeit wie folgt colportirt wird: „Vor Kurzem wurde im Hause des Prinzen Wilhelm der Geburtstag eines seiner Söhnchen gefeiert, und auch Fürst Bismarck stellte sich bei dieser Gelegenheit mit einem Geschenke, mit einer Drehorgel ein. Einige Tage später kam der Reichskanzler ins Palais, und nachdem der kleine Prinz ihm gedankt, klagte er dem Fürsten, „er könne nicht viel drehen, weil ihn die Arme schmerzen, der Fürst möge ihm doch einmal selbst was vorspielen.“ Der Kanzler tritt zur Orgel und beginnt mit solchem Schwunge zu werkeln, daß sämmtliche Prinzen des Hauses herbeieilten und entzückt den energischen Klängen lauschten. Die Kleinen begannen auch bald nach den Klängen der Orgel zu tanzen, und bei diesem Anblick meinte Prinz Wilhelm, der Vater, lächelnd zum Reichskanzler: „Es ist doch merkwürdig, auch dieser kleine Zukunftskaiser tanzt schon nach Ihrer Pfeife.“

— Aus Sachsen, 30. April wird geschrieben: Ein durchaus ungünstiges Zeichen für die wirthschaftliche Lage ist die Wohnungsnoth in den Fabrikvordörfern und Vorstädten der großen und mittleren Städte. So sind in den kleinen Orten in der Nähe von Chemnitz durchaus keine halbwegs billigen Arbeiterwohnungen mehr zu haben, da die Arbeiter alle hinaus aus der Stadt drängen, wo die Miethspreise noch viel theurer sind. Es wird zwar in den Vororten überall stark gebaut, doch entspricht das Angebot so wenig der Nachfrage, daß die Logis schon sämmtlich im Rohbau vermiethet sind. Aehnlich, wie um Chemnitz, sieht es bei Zwickau aus. — Zu all dem Elend aber kommt noch das Einrücken der schlesischen billigen Arbeitskräfte auch in unsere Gegend. Wie diese Einwanderung betrieben wird, das mögen die Leser aus folgender Anzeige ersehen, welche wir in einem sächsischen größeren Lokalblatte finden: „Weil hauptsächlich Landmägde nicht zur Genüge zu beschaffen sind, empfehle schlesische Arbeiterfamilien, welche auf drei Jahre und länger contractlich gemiethet werden, wo die Frauen Mägdearbeit verrichten.“ (Folgt der Ort und Name dieses Gesindevermiethers.) Solche Annoncen sprechen für sich selbst, mehr aber noch gegen das jetzt herrschende Arbeitssystem, die Gangarbeit. Die ganzen Familien werden aus einer Gegend in die andere verschleppt und wehe ihnen, wenn sie die Contracte, welche sie selbst kaum lesen können, nicht peinlich halten. Lohnabzüge, schlechte Behandlung, plötzliche Entlassung ist das Loos der Aermsten, die nebenbei aber, meist unwissentlich, den Lohn ihrer Nebenmenschen, der heimischen Arbeiter und Arbeiterinnen, herniederdrücken und so zu dem eigenen noch anderes Elend hinzufügen.

— Obgleich nachgewiesen ist, daß nach der griechischen Verfassung die Mündigkeitserklärung des Kronprinzen um drei Jahre verfrüht war, hat die Regierung doch in der Kammer einen Gesetzentwurf eingebracht, durch welchen dem Kronprinzen eine jährliche Apanage von 200,000 Drachmen ausgesetzt und zwei ausgedehnte Staatsdomänen geschenkt werden sollen. Ein neues Regentschaftsgesetz bestimmt, daß nur für den Fall, daß der Kronprinz verhindert wäre, in Abwesenheit des Königs die Regentschaft zu übernehmen, dieselbe, wie dies bisher der Fall war, dem Ministerrathe zu übertragen ist. Außer diesen beiden Gesetzen legte der Ministerpräsident noch einen Gesetzentwurf vor, wonach die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses nur mit Bewilligung des Königs eine Ehe eingehen können.

— Fräulein Mördes, die beliebte Opernsoubrette des Stuttgarter Hoftheaters, ist eine Nichte des Polizei-Commissärs Schnäbele. Als solche ist sie dem Schicksal, „interviewt“ zu werden, nicht entgangen. Ein Correspondent der „Frkf. Ztg.“ besuchte die Dame und berichtet nun: Auf mein Befragen schilderte sie mir ihren Onkel als einen von glühendem Patriotismus beseelten Franzosen, der sein Alles daran setzt, seinem Vaterlande zu dienen. Er hat es seiner Nichte arg übel genommen, daß sie sich für immer in Deutschland niedergelassen und sich der deutschen Bühne gewidmet hat. Wegen der hieraus entstandenen Differenzen beschränkt sich der Verkehr zwischen Beiden schon seit Jahren auf den Austausch formeller Mittheilungen in dringlichen Familienangelegenheiten. Ein mir vorgelegener, in französischer Sprache abgefaßter Brief Schnäbeles, datirt „Pont-a Mousson, 17. April '87“ (ein Glückwunschschreiben zur Verlobung seiner Nichte) zeigt eine elegante und sichere Handschrift. Der Stil verräth einen gebildeten und mit der Feder gewandten Mann. Die Unterschrift ist Gme. (Guillaume) Schnaebele. Auf der Photographie Schnäbele's, die mir gleichfalls vorgelegen, hat derselbe das Aussehen eines behäbigen Pastors oder eines sogenannten pere noble beim Theater. Sein Gesicht ist glatt rasirt; um den Mund bemerkt man einen gutmüthigen, freundlichen Zug, aus den Augen hingegen blitzt List und Verschmitztheit. Das grau melirte etwas dünne Haar ist auf der Seite gescheitelt. Schnäbele, der jetzt anfangs der fünfziger Jahre steht, trägt auf dem Bilde schwarze Kleidung; das Knopfloch ist mit dem Band der Ehrenlegion geschmückt. Er besitzt nach der Mittheilung seiner Nichte eine stattliche Reihe von Auszeichnungen; die letzte ist ihm vom König von Belgien geworden. Schnäbele ist verheirathet und hat zwei Söhne, die beide noch studiren. Bezüglich Fräulein Mördes sei bemerkt, daß dieselbe, eine geborene Straßburgerin, deutsche Staatsangehörige ist.

— Man schreibt dem „Berl. Tagbl.“: Es ist charakteristisch für den neuesten Nihilistenprozeß, daß sich alle Angeklagten ohne Weiteres schuldig bekennen, indem sie hinzufügen, was sie gethan, hätten sie aus Ueberzeugung gethan, und daß sie ferner eingestehen, noch Complicen zu besitzen, die sie jedoch um keinen Preis nennen würden. Außerdem ist es, wie es scheint, den Angeklagten darum zu thun, zu constatiren, daß ihre Handlungen rein nihilistischer Natur gewesen seien, damit nicht durch die verschiedene Nationalität der Einzelnen (Polen) der Glaube entstehe, nationale polnische Interessen wären im Spiel. Gleichzeitig zeigten die durchweg sehr jugendlichen Verbrecher das Bestreben, durch ihre Antworten größtmögliche Männlichkeit und Energie zu dokumentiren. Einer der Angeklagten, auf welchen sich hauptsächlich das Interesse concentrirt, ein Student im vierten Cursus der juridischen Fakultät, ist mit der goldenen Verdienstmedaille decorirt. Auf die Frage, ob er das Gift in die Bomben gethan, antwortete er sofort: „Ja, ich that's!“ — „Waren Sie sich über die Folgen vollkommen klar?“ — „Selbstverständlich! wenn nicht, würde ich's überhaupt nicht gethan haben.“ — „Haben Sie Complicen gehabt?“ — „Ja, aber verrathen werde ich dieselben nie und nimmer!“ — „Einer Ihrer Freunde und Complicen entfloh, wie wir wissen, ins Ausland. Woher bekam er die Mittel dazu?“ — „Ich verschaffte sie ihm; er verkaufte meine goldene Medaille!“ — „Und warum flohen Sie nicht selbst?“ — „So etwas muß ein Jeder mit sich selbst abmachen. Ich wollte nicht fliehen, lieber wollte ich für die von mir vertretene Sache sterben!“

— Lord Wolseley wies dieser Tage mit Stolz darauf hin, daß England jetzt sofort „zwei starke Armeecorps“ mobil machen könne. Dazu bemerkt nun die conservative Wochenschrift „Saturday Review“ höhnisch: Der Kriegsminister Stanhope mag sich glücklich schätzen, wenn man seine hochfliegenden Pläne für die Mobilisirung zweier Armeecorps nicht allgemein die Stanhope'sche Windbeutelei nennt. Wir stehen nicht an, zu erklären, daß die uns von jener Autorität (Wolseley), welche beim Banquet des Preßclubs sich so sehr rühmte, das „theatralische“ Element in der britischen Armee beseitigt zu haben, versprochenen zwei Armeecorps nur dadurch auf dem Plan erscheinen können, indem man den altehrwürdigen Kunstgriff benutzt, Nr. 1 auf der einen Seite herausmarschiren und auf der anderen Seite als Nr. 2 wiederauftreten zu lassen. Es bedarf übrigens nicht einmal amtlicher Information über die Angelegenheit. Ein Armeecorps läßt sich nicht wie ein Licht unter den Scheffel stellen, und ebenso wenig kann das Rohmaterial dazu in Schubladen oder Pultfächern versteckt werden. Es ist geradezu absurd, davon zu reden, zwei Armeecorps aus dem bestehenden Material bilden zu wollen. Das Publikum hat bereits so sehr allen Glauben an die Fähigkeiten des Kriegsministeriums verloren, daß es nicht eher an die Möglichkeit der Aufstellung von zwei Armeecorps für den Nothfall glaubt, bis es sie vor Augen sieht.

— **Auftern in Kannen bei Schaffner.**

Notiz für Contraktoren.

Illinois Straße Tunnel.

Office des städtischen Civil-Ingenieurs
Indianapolis, den 12. Mai 1887.

Hiermit wird Nachricht gegeben, daß versiegelte Offerten für den Umbau des Illinois Straße Tunnel, den jetzt in der Office des Stadt-Ingenieurs befindlichen Plänen und Spezifikationen gemäß, vom Eisenbahn-Comite, dem Stadtanwalt und dem Ingenieur in der Office des Unterzeichneten im Courthause der Stadt Indianapolis entgegen genommen werden.

Offerten werden bis 4 Uhr Nachmittags, den 28. Mai 1887 entgegen genommen.

Das Recht, eine oder alle Offerten zurückzuweisen, wird vorbehalten.

S. S. Shearer.

Wenn Sie den besten, reinsten und stärksten

Essig!

Backpulver, (baking powder,)
Extract-, (flavoring extracts)
— und —
Gewürze,

Alles rein und unverfälscht haben wollen, dann fragen Sie nach

H. F. SOLLIDAY'S
Waaren

und gebrauchen Sie keine andern

96, 98 & 100
Süd Pennsylvania Str.
Indianapolis, Ind.
Zweiggeschäft in Wichita, Kan.

Dr. O. G. Pfaff,
Arzt, Wundarzt
— und —
Geburtshelfer.

Office: 425 Madison Ave.
Sprechstunden: Morgens von 8 bis 9 Uhr, — Nachmittags von 2 bis 3 Uhr. — Abends von 7 bis 8 Uhr. Telephon 383.
Wohnung: 141 N. Alabama St.
Telephon 936.

Henry Klausmann's
Schreiner-Werkstätte,
No. 265 und 267
Nord New Jersey Str.

Tische, Stühle u. Stände
werden auf Bestellung angefertigt.
Möbel werden überzogen, aufgepolstert und lackirt!
Matratzen werden aufgepolstert.
Neue Rohrgeflechte für Stühle.
Billige Preise,
Prompte Bedienung.

ADVERTISERS
can learn the exact cost of any proposed line of advertising in American papers by addressing
Geo. P. Rowell & Co.,
Newspaper Advertising Bureau,
10 Spruce St., New York.
Send 10cts. for 100-Page Pamphlet

S. A. Johnston,
62 Ost Washington Str.
Empfiehlt seine große Auswahl in
M. & D. Steel Ranges
für Hotels und Private.
New Lyman Gasolin-Oefen
die besten der Welt.
Die vorzüglichen
Eis-Behälter
aus hartem Holz.
Argand Ranges u. Kochöfen
— und —
FEUER-HEERDE.

WABASH ROUTE!

Falls Sie die Stadt nach irgend einer Richtung hin zu verlassen beabsichtigen, gehen Sie zur Wabash Ticket-Office,
No. 56 West Washington Straße,
Indianapolis,
und erfragen die Fahrpreise und näheren Mittheilungen. Besondere Aufmerksamkeit wird
Land-Käufern
— und —
Emigranten
zugewandt.
Rundfahrt-Tickets nach allen Plätzen im Westen und Nordwesten!

Die direkteste Linie
— nach —
FORT WAYNE,
TOLEDO,
DETROIT
und allen östlichen Städten

Stahlwaggons,
Palast-Schlafwaggons,
zuverlässiger Anschluß und vollständige Sicherheit machen die
große Wabash Bahn
— die —
beliebteste Passagier-Bahn in Amerika!

F. P. Wade,
Distrikt-Passagier- und Land-Agent
Indianapolis, Ind.
Jos. Sm h, General Ticket-Manager.
T. Chandler, Gen.-Pass.- und Ticket-Agt.
St. Louis, Mo.

MONON ROUTE
LOUISVILLE, N